



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hans Joachim von Zieten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir haben diese letzten Sätze nur hinzugefügt, weil die Ansicht von Staat und Gesellschaft, die Steinthal vertritt, einen Teil seines idealen Sozialismus allein begreiflich macht. Wir halten diese Ansicht nicht für richtig, und ebenso ist uns das Eigentum etwas ganz andres, als es bei Steinthal erscheint. Wir gehen aber darauf umso weniger ein, als Steinthal selbst seiner Ansicht vom Privateigentum nicht vollständig gewiß ist (S. 259). Daß eine Ablehnung der optimistischen Auffassung der Gesellschaft und ihrer spendenden Gerechtigkeit, eine Ablehnung der Auffassung vom Staate, wie sie Steinthal vertritt, nicht eine Kritik des ganzen Buches sein kann, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, wenigstens dem nicht, der Steinthal zu lesen versteht. Im Gegenteile nimmt die „Allgemeine Ethik“ ohne Zweifel auch unter den Schriften Steinthals einen hervorragenden Platz ein, und um mich gleich deutlich von einer bekannten Gattung von Kritikern zu unterscheiden, gestehe ich, daß gerade der religiöse Hintergrund des Ganzen mich am wohlthuednsten berührt hat. Doch das sollte uns hier fern bleiben.



Hans Joachim von Zieten.



Am 27. Januar d. J. sind es hundert Jahre, daß Zieten, der treue Genosse Friedrichs des Großen, aus dem Leben schied. Die bevorstehende Wiederkehr dieses Tages hat den Grafen Zieten-Schwerin veranlaßt, den Archivar Georg Winter in Marburg mit der Abfassung einer Lebensgeschichte Zietens zu beauftragen; kein geringerer als Leopold von Ranke hatte ihn dazu empfohlen.*) Eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Biographie Zietens gab es bisher noch nicht. Weder er noch irgend einer der andern Feldherren Friedrichs hat bis jetzt eine den heutigen Ansprüchen genügende Darstellung gefunden, wie sie den Helden der Befreiungskriege in so reichem Maße zuteil geworden sind. Nur Menzel war es, der den großen König und seine Gefährten dem Volke wieder auferstehen ließ; wie sie jetzt vor unserm Geiste erscheinen, so hat sie zuerst seine Hand festgehalten.

*) Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie von Georg Winter, königl. Archivar am Staatsarchiv zu Marburg. Auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grafen von Zieten-Schwerin. 2 Bände. Mit einer Radirung von Hans Meyer. Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.

Zieten stammt aus einem unbemittelten altmärkischen Adelsgeschlechte, das schon im vierzehnten Jahrhunderte zu Wustrau am Ruppiner See angesessen war. Dort ward Hans Joachim von Zieten 1699 den 14. Mai geboren. Sein Vater hatte sich ganz ausschließlich der Landwirtschaft gewidmet und lebte in so karglichen Verhältnissen, daß er seinem Sohne nur vorübergehend einen Hofmeister zur Erziehung halten konnte. Der Sohn war ein gewekter, munterer, aber schwächlicher Knabe; er selbst hat sich in spätern Jahren noch daran erinnert, wie zuweilen die Ankunft von Beurlaubten das stille, gleichförmige Leben im heimatlichen Dorfe unterbrochen habe und wie hierdurch frühzeitig in ihm eine große Vorliebe für den Soldatenstand erwachsen sei. Mit dem sechzehnten Lebensjahre trat er in das Schwendysche Regiment als Freikorporal ein. Die so heiß ersehnte Laufbahn brachte ihm aber zunächst nur die bittersten Enttäuschungen. Schon seine kleine Statur verhiß unter einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm I. kein glänzendes Avancement. Mehrfach wurde er in der Beförderung übergangen, und er erbat und erhielt schließlich als Fähnrich seine „Dimission.“ Über ein volles Jahr widmete er sich nun vollständig der Ordnung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse, verlor aber darüber keineswegs seine Vorliebe für den Soldatenstand. In Berlin gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, der ihm schließlich eine Leutnantsstelle (mit einem vordatirten Offizierspatent) bei den Wuthenow-Dragonern verlieh. In diesem Regiment machte er sich durch sein mit einem gewissen Selbstbewußtsein gepaartes anspruchloses Auftreten bei seinen Kameraden beliebt. Mehrfache Proben seiner damals noch dicht an Verwegenheit streifenden Kühnheit, ein Marsch über die vom Eisgange bereits wankende Weichselbrücke bei Naugarten und ein Übergang über das durch Thauwetter bereits mürbe gewordene Eis des Frischen Haffs, wurden in weiten Kreisen besprochen und bewundert. Wenig günstig gestaltete sich sein Fortkommen im Regiment. Infolge fortwährender Mißhelligkeiten forderte er seinen Rittmeister zum Duell heraus und erhielt für dieses Vergehen ein Jahr Festungshaft. Nach seiner Rückkehr führte der Rittmeister ein Duell herbei, in welchem Zieten dem Gegner, nachdem ihm die Klinge gesprungen war, das Degengefäß ins Gesicht schleuderte. Infolge dessen ward Zieten zur Kassation verurteilt, doch war der Kassation der Befehl beigelegt, daß er sich nach seiner Ankunft in Berlin persönlich beim Könige melden solle. Es traf sich günstig, daß eben in diesem Jahre, 1730, Friedrich Wilhelm I. in Potsdam eine Leibhusarenkompagnie errichtete; in diese ward Zieten, der nun bereits Einunddreißigjährige, eingereiht, nachdem er sich in Wusterhausen gemeldet und vom König in Gegenwart seines neuen Regimentschefs sehr ernsthafte Mahnungen erhalten hatte. Die neue Truppe war zunächst fast ausschließlich für den persönlichen Dienst des Königs bestimmt, zur Besorgung wichtiger Depeschen und dergleichen, auch zum Einfangen von Deserturen. Hier unter den Augen des Königs, welcher den Dienstfeier- und die militärische Geschicklichkeit

Zietens beobachten konnte, brachte er es binnen einem halben Jahre zum Rittmeister und Kompagniechef. Als solcher errang er 1733 am Rhein unter Prinz Eugen die ersten militärischen Ehren. Unter seiner Führung zeichneten sich von allen Truppen die preußischen Husaren durch verwegene und erfolgreiche Reconnoszirungsritte aus und gewannen in hohem Grade die Zufriedenheit des österreichischen Husarenkommandeurs Baranyai, unter welchem sich die preußische Abteilung militärische Erfahrung und Übung erwerben sollte. Weniger glücklich war er in der Erfüllung einer „geheimen“ Instruktion, die ihn anwies, in allen Dörfern und Städten selbst oder durch Unteroffiziere nach „langen Kerls“ von sechs Fuß oder darüber aufzustellen, solche anzuwerben oder zu „kapern.“ Alle Bemühungen Zietens in dieser Angelegenheit schlugen zum großen Mißfallen des Königs fehl, die aufgefundenen entgingen ihrem Schicksal durch eilige Flucht, und ein „langer Kerl,“ den er glücklich erwischt hatte, erwies sich schließlich bei genauer Messung als einen Zoll zu klein. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge ward Zieten zum Major befördert; über Unannehmlichkeiten mit seinem neuen Regimentschef, welche zu einem mit großer Hestigkeit ausgefochtenen Duell führten, tröstete ihn die Heirat mit Leopoldine Judith von Sargauß.

Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Zweiten sollte auch für Zieten die Periode des Ruhmes anbrechen, gerade im ersten schlesischen Kriege konnten sich militärische Talente am besten erproben, denn der König selbst mußte sich erst kriegerische Erfahrungen erwerben. Obwohl Zieten in seiner bescheidenen Stellung noch nicht in hervorragender Weise auf die Entscheidung des Krieges einwirken konnte, so zeichnete er sich doch in kleinern Unternehmungen — durch einen kühnen Reiterangriff bei Rothschloß und durch einen kecken Vorstoß bis in die unmittelbarste Nähe Wiens — so aus und gewann die königliche Zufriedenheit in solchem Maße, daß er, der als Major ausgerückt war, als Oberst und Chef eines Husarenregiments, das nunmehr seinen Namen führte, heimkehrte. In den folgenden Friedensjahren war er namentlich bei der bisher vernachlässigten Ausbildung der Kavallerie thätig und befriedigte nur wegen der etwas lässigen Mannszucht die Anforderungen des Königs nicht ganz. Hatte sich Zieten am Rhein und im ersten schlesischen Kriege schon bewährt, so verdankt er seine Popularität doch in erster Linie seinen Waffenthaten im zweiten schlesischen Kriege in den Tagen von Moldauthein und Katholisch-Hennersdorf, und namentlich seinem vielgepriesnen Ritt mitten durch die österreichische Armee nach Sägerndorf. Sein Verdienst hierbei wird nicht geringer, auch wenn die historische Kritik das Ereignis aller romantischen Ausschmückung entkleidet. Es galt, dem Markgrafen Karl von Bayreuth um jeden Preis den Befehl zur Vereinigung mit dem Könige zu überbringen; alle Versuche hierzu waren schon gescheitert. Da war es Zieten, der seine sechshundert Husaren — anfangs vielleicht dadurch begünstigt, daß die Uniform seines Regimentes große Ähnlichkeit mit der eines österreichischen hatte — in kühnem, zwölf Meilen langem Ritte

mitten durch die feindliche, 14000 Mann starke Armee zum Markgrafen Karl führte. Auf seinen schlichten, einfachen Bericht über diesen Ritt schrieb Friedrich: „ich wäre Sehr mit seiner Klugen conduite So wohl, als so viel erzeigter Bravour zufrieden.“ Sehr wahrscheinlich ist es, daß er seinen Beinamen „Zieten aus dem Busch“ einem Reiterstück aus diesem Feldzuge, einem überraschenden Angriff vor Budweis, verdankt. Seit diesen Tagen bleibt sein Name so eng mit der Geschichte Friedrichs verflochten, daß die Geschichte des großen Königs auch zugleich die Geschichte Zietens enthält. Die Friedenszeiten bringen wieder die alten Klagen; so brav sich Zietens Regiment im Felde gehalten hatte, so wenig war der König mit seiner Führung in der Garnison zufrieden; Zietens Husaren seien jetzt „von eben so viel Nutzen, wie das fünfte Rad am Wagen,“ schreibt der König einmal. Zietens schwankende Gesundheit und andre Verhältnisse trugen nicht zur Besserung dieser Übelstände bei. Wahrheit und Unwahrheit waren gerade in der Erzählung, wie der wackere Reiterführer in Friedrichs Ungnade geriet, bisher in wunderbarer Weise gemischt. Winter legt die Verhältnisse aufs klarste auseinander. Der König hat sich allerdings, wenn auch nur kurze Zeit, von den Prahlereien des ungarischen Husarenführers Nagysander umstricken lassen. Intriguen des Generals von Winterfeldt dabei anzunehmen, scheint beinahe vollständig ausgeschlossen zu sein. Hierzu kam, daß im März 1756 plötzlich Zietens Gemahlin starb, und da erscheint die Erzählung nicht unglücklich, daß er zu dieser Zeit um seinen Abschied eingekommen sei; er habe erst nachgegeben, als Friedrich selbst an seinen Patriotismus appellirt und ihm gesagt habe, daß das Vaterland seiner bedürfe. Durch seine Ernennung zum Generalleutnant unterm 12. August 1756, wenige Tage vor dem Ausbruche zum Kriege, ward die Ausöhnung bestätigt. Zieten gehörte zu den wenigen Eingeweihten, welche darum wußten, worauf die Rüstungen eigentlich zielten und welches der Zweck des geheimnisvollen Ausbruches war. Gleich bei dem ersten größern Waffengange im siebenjährigen Kriege, bei der Einschließung der sächsischen Armee bei Pirna, muß es als ein unbestreitbares, bisher noch nicht völlig gewürdigtes Verdienst Zietens hervorgehoben werden, daß seine Wachsamkeit einen Durchbruch der Sachsen verhinderte. Seinen Anteil an dem furchtbaren Ringen der sieben Jahre können wir hier nicht im einzelnen verfolgen, sondern müssen auf Winters eingehende Darstellung verweisen. An dem unglücklichen Tage von Kolin hat von allen preußischen Generalen nur der eine Zieten die ihm vom König gestellte Aufgabe ganz erfüllt und hat sogar im Augenblicke der höchsten Gefahr nochmals versucht, die Schlacht wieder herzustellen; österreichische wie preußische Berichte zollen ihm einstimmig uneingeschränktes Lob. Den Siegestag von Leuthen hat er mit einer glänzenden Kavallerieattacke eröffnet; beim Hochkirchner Überfall war er es, der sich zuerst den Österreichern entgegenwarf und schließlich den Rückzug vor dem übermächtigen Gegner deckte. Wenn auch er, wie bei Domstädtl, den Wechsel des Kriegs-

glückes erfahren mußte, so hat doch Friedrich seinem tapfern General aus diesem Mißgeschick nie den leisesten Vorwurf gemacht. Zietens Teilnahme an der Schlacht bei Torgau, die Besetzung der Süpziger Höhen ist Gegenstand der eingehendsten Untersuchung geworden, Winters Ausführungen wenden sich namentlich, allerdings nach unsrer Meinung nicht ganz überzeugend, gegen Bernhardi. Mit dem Frieden von Hubertusburg schloß auch Zietens kriegerische Thätigkeit ab.

Versuchen wir es nun, auf Grund von Winters Arbeit in knappen Umrissen ein Bild Zietens zu entwerfen.

Zieten war keine imponirende Erscheinung, klein von Statur, nicht kräftig, aber gelenk gebaut, noch im Alter überraschend durch die Anmut und Eleganz, mit der er zu tanzen verstand. In dem klugen, scharfgeschnittenen Gesicht blitzten ein Paar lebhaft, große Augen. Seine Körperkonstitution war niemals von besondrer Festigkeit gewesen, seine schwankende Gesundheit war ein Gegenstand der steten Sorge seiner Gattin; seine schwächliche Gestalt konnte nur durch den eisernen Willen seines starken Geistes fähig gemacht werden, die endlosen Strapazen des Krieges zu ertragen. Der kränklichen Natur zum Troß widmete er sich dem militärischen Dienste ohne jene Schonung seiner eignen Person, mit dem gemeinen Soldaten teilte er die Anstrengungen des Lagerlebens, schlief auf dem Fußboden seines Zeltes; nur die unablässigen Mahnungen seiner Gattin konnten ihn bewegen, sich eines Bettes zu bedienen. Bis in das höchste Greisenalter hinein war er ein kühner Reiter, der seine Gewandtheit und Geschicklichkeit ebenso im wilden Reitersturme wie im friedlichen Kampfspiel und im Caroussel zu Berlin genugsam erprobte. Noch als sechsundsiebzigjähriger Greis wollte er bei den Manövern durchaus selbst das Kommando über die gesamte Kavallerie führen. Eine Zeit lang vermochte ihn der König an seiner Seite zurückzuhalten; als aber seine Husaren zur Attacke bliesen, brauste auch in ihm das alte Reiterherz auf, im Galopp jagte er zu den Vordersten hinan und ritt die Attacke mit, zur höchsten Befriedigung des Königs und zu allgemeiner Bewunderung. Winter sagt mit Recht, daß Zieten an Genialität der strategischen Konzeption und an Organisationstalent hinter andern Gefährten des Königs, wie Schwerin und Winterfeldt, und namentlich hinter Friedrich selbst zurückstehe; dafür bleibt ihm der unbestrittene Ruhm, der bravste und schneidigste Reiterführer des großen Königs gewesen zu sein; an schneller Erfassung des Augenblickes, an Kühnheit des Entschließens und des Handelns kann ihm wohl keiner von allen den Helden des siebenjährigen Krieges den Rang streitig machen. Gerade diese Eigenschaften, von denen er so viele glänzende und packende Beweise gab, haben so befruchtend auf die Phantasie des Volkes eingewirkt. Hatte der alte Reitergeneral einstmals im Felde durch seine Tüchtigkeit, im Augenblicke sich in eine vollkommen veränderte und neue Situation zu finden, geglänzt, so bewies er sie auch im Greisenalter noch auf dem Manöverfelde. Der un-

übertroffene Meister in der Führung des kleinen Krieges, in welchem er — im Kampfe „um Heu und Lorberer,“ wie Friedrich es einmal nennt — seine Kraft und Geschicklichkeit unzählige male erwiesen hat, gewohnt, mit einem Blicke Schwächen und Vorteile des Terrains und des Gefechtes zu übersehen, setzte er im Augenblicke der Gefahr als echter Reitersmann das Wagen über das Wagen, war unermüdet im Wachen, Erkunden und Spähen, stürzte blitzeschnell, in stürmischem Anprall auf den Feind und war weder durch Erfolge übermütig zu machen, noch durch Mißgeschick einzuschüchtern. Mit geringer Mannschaft hielt er dem Stoße des übermächtigen Gegners Stand und wußte ihn über die eigne Absicht zu täuschen und hinzuhalten.

Der Zieten immer erster, wenn Preußen avancirt,
Singegeben immer letzter, wenn Preußen retirirt,

so rühmt ihn das Lied. Der Rede nicht unmächtig, ritt auch er, wie der König selbst, am Vorabende großer Kämpfe im Lager umher, um die Truppen anzureden und zu ermutigen; durch leutselige Unterhaltung verstand er gerade den gemeinen Mann für die große Sache zu begeistern, wie in den Tagen des Unglücks das verlorne Vertrauen auf den Sieg wieder zu erwecken. Aus den zahlreichen Berichten an den König, niedergeschrieben mit seiner festen, energischen Handschrift, tritt uns die feine Beobachtungsgabe, die scharfe Urteilskraft, das Geschick und die Aufmerksamkeit entgegen, mit welcher er jeder Bewegung des Feindes folgt. Er beschränkt sich keineswegs auf die bloße äußerliche Berichterstattung, er teilt auch seine Ansicht über den Endzweck und die Bedeutung der gegnerischen Operationen mit; einem aufmerksamen Beobachter wird an diesen Schreiben die schlichte, anspruchslose, gedrängte Fassung ebenso wenig entgegen wie die — in Anbetracht der Zeit und insbesondrer des Gegenstandes — hervorragende Reinheit der Sprache. Zum selbständigen Führer eines größern gemischten Truppenverbandes war er weniger geeignet; als solcher läßt er etwas die sonstige rasche Entschlossenheit und das energische Bestreben, zum Schlagen zu kommen, vermissen. In dieser Beziehung hat, wie uns scheint, selbst Winters warme Verteidigung sein Verhalten bei Torgau nicht vollständig rechtfertigen können.

Eine der trübsten Erfahrungen seines Lebens war, wie er mehrfach geäußert hat, daß ihn 1778 Friedrich wegen seines Alters nicht wieder mit ins Feld nahm. Da saß er aber doch zu Hause über Karten und Plänen und verfolgte den Gang des Krieges mit gespannter Aufmerksamkeit. Aber ungeachtet aller Begeisterung für den Krieg jubelte er auf, als endlich „ein glorieuser Friede“ zu nahen schien.

Bei seinem leicht aufbrausenden Temperament und bei seiner übertriebenen Empfindlichkeit erregte ihn in stürmischen Sünlingsjahren, ja weit bis ins reife Mannesalter hinein jede vermeintliche Zurücksetzung und Kränkung aufs äußerste; wie oft glaubt er sich im Avancement übergangen und bricht dann in die

bittersten Klagen über die auf ihm lastende königliche Ungnade aus! Des eignen Wertes sich wohl bewußt, war ihm aber doch die Anerkennung und unbefangne Würdigung fremden Verdienstes jeder Zeit ein wahres Herzensbedürfnis. Hatte er selbständig irgendeinen Erfolg errungen, so pflegte er einen großen Teil des Verdienstes seinen Offizieren zuzuschreiben; nicht leicht verabsäumte er, eine bisher unbeachtet gebliebne verdienstliche That eines andern zu der ihr gebührenden Anerkennung zu verhelfen. Zwischen ihm und seinen Truppen, in erster Linie natürlich seinem Regimente, bestand nicht bloß ein dienstliches Verhältnis, sondern es hatte sich namentlich in den jahrelangen Kämpfen ein mehr oder minder persönliches ausgebildet. Seine Beliebtheit bei den Soldaten verdankte er ebenso sehr seinen soldatischen wie seinen rein menschlichen Tugenden. Er fand nicht nur militärischen Gehorsam, sondern allgemeine Verehrung; der Gemeine setzte auf ihn unbedingtes Vertrauen. Allen voran den Degen in der Faust hatten sie ihn so oft auf den Feind einstürmen sehen und waren nicht minder Zeugen der liebevollen Fürsorge gewesen, womit er für das Wohlbefinden seiner Truppen Sorge trug, für Verwundete und Kranke gute Lazarete einrichtete und sich insbesondre der Invaliden und Hinterlassenen der Gefallnen annahm. Eben weil er in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, besaß er für solche Bedrängnisse auch bei andern ein großes Verständnis. Offizieren, welche aus irgendeinem Grunde zum Dienste bei den Husaren nicht recht geeignet, aber sonst tüchtige Männer waren, wußte er passende Verwendung bei andern Truppenteilen zu verschaffen; unermüdet suchte er für seine Offiziere um Beförderung oder um Zuschuß nach. Der letzte Brief, den er wenige Tage vor seinem Tode an den König richtete, enthielt eine Bitte für einen seiner Offiziere. Der Rittmeister, welchem er seine Kassation zu verdanken hatte, stellte sich als Hilfesehender bei ihm ein; er war während des ersten schlesischen Krieges entlassen worden und befand sich in völlig hilfloser Lage. Zieten unterdrückte jede Regung des Triumphes und gewährte die erbetene Unterstützung. In der Handhabung der Disziplin unnachsichtlich, wenn er im Felde stand, ließ er in Friedenszeiten die Zügel locker. Friedrich der Große hat wegen dieser allzu großen Nachsicht mehrfach vollständig gerechtfertigten Tadel über ihn aussprechen müssen, weder unter den Offizieren noch unter der Mannschaft fand sich die gewünschte Ordnung; es werden zwar keine größern Vergehen gerügt, aber an der nötigen Sorgfalt in der Überwachung ließ es der Regimentschef doch fehlen. Eigentümlich ist ihm in dieser harten, rauhen Zeit ein Zug aufrichtiger Herzensgüte und sorglicher Teilnahme. Als er im Winter von 1756 auf 1757 in sächsischen Quartieren lag, suchte er die Not der armen Gebirgsbewohner nach Möglichkeit zu lindern. Er macht den König darauf aufmerksam, daß er bisher Bedenken getragen habe, die Wege nach dem ihm gewordenen Befehle zu verhauen, weil dadurch den armen Erzgebirgern, bei denen sowieso schon Mangel an Lebensmitteln herrsche, der letzte Weg, sich Getreide zu ver-

schaffen, benommen werden würde. Ja er wirkt sogar die Erlaubnis aus, daß er aus den preussischen Magazinen gegen einen billigen Preis den Bewohnern Getreide ablassen, an ärmere Familien auch umsonst verteilen könne. Als er nach dem Friedensschlusse einmal durch Sachsen reiste, wurden ihm hierfür in Zwickau von den Einwohnern mannichfache Beweise herzlichster Dankbarkeit dargebracht.

Tiefe und echte Religiosität, welche er sich auch inmitten der freigeistigen Zeitrichtung bewahrte, war ein Grundzug seines Charakters. „Niemals, sagt Winter, hat ihn dieses unbedingte Vertrauen auf den Beistand eines allmächtigen Gottes verlassen; diese Gottesfurcht erklärt am besten seine eigne Mischung von schlichter Bescheidenheit und kühnem Selbstvertrauen, von ruhiger Besonnenheit und raschem Handeln.“ Seine Korrespondenz mit seinem Gutsverwalter, ein schönes Denkmal seiner vorsorgenden Thätigkeit, zeigt diesen Grundzug des Zietenschen Wesens im hellsten Lichte. Einmal drückt er dem Verwalter, als dieser krank war, sein Bedauern aus. „Indessen freut es mich, fährt er fort, daß du nach deinem Briefe dein Vertrauen auf Gott setzt. Bleib nur fest dabei, der ist der beste Helfer und wird dir gewiß helfen, wenn es nach seiner weisen Absicht Zeit sein wird.“

Nach Winterfeldts Tode war Zieten unzweifelhaft einer von denen, welche dem Herzen des großen Königs am nächsten standen. Fast in täglichen Berichten, dann und wann auch in persönlichen Verhandlungen, tauschten Friedrich und sein General namentlich in den spätern Jahren des Krieges ihre Meinungen über die Absichten des Feindes und die zu ergreifenden Maßregeln aus. Ihr Briefwechsel ist ein Denkmal eines vertraulichen, fast herzlichen Verhältnisses; so dankt der König einmal für die Gratulation zum Neujahr und wünscht ihm „alles selbstwählende Vergnügen und Wohlergehen.“ Bekannt, auch glaubwürdig überliefert ist die Szene, wie der König, als Zieten an dem Lagerfeuer, um welches Friedrich und seine Generale gelagert waren, eingeschlummert war, einem Offizier, welcher hinzutrat, um dem Könige eine Meldung zu machen, zurief: „Stille, weck' Er mir den Zieten nicht, er ist müde!“ Dem Konsens, welchen der fünfundsiebzigjährige General zu seiner zweiten Heirat erbat, fügte Friedrich hinzu, daß er selber auf die Hochzeit kommen wolle, „um auf solcher zu tanzen.“ Zu der Taufe von Zietens Sohn reiste der König eigens von Potsdam nach Berlin und auf seine Veranlassung erschien das ganze königliche Haus; der Täufling erhielt vom König das Diplom als Kornet bei seines Vaters Husarenregiment. Mit freigebiger Hand lohnte der König Zieten seine erprobte Anhänglichkeit und seinen treuen Dienst; das einmal teilt er ihm eine jährliche Pension von 1200 Thalern zu „als eine Marke seines besondern Wohlwollens,“ ein andermal ernennet er Zietens Sohn zum Elekten des Halberstädter Domkapitels mit der Aussicht auf eine sehr erhebliche Pfründe. Als Zieten auf seinem Gute bauliche Veränderungen vornehmen will, gewährt

Friedrich nicht nur den erbetenen Urlaub, sondern schenkt ihm auch eine erhebliche Masse von Baumaterialien; zu den Vermessungen seines Besitztumes schickt er ihm Feldjäger, und als er hört, daß auf Zietens Gute die Viehseuche ausgebrochen ist, macht er ihm ein Geschenk von 10 000 Thalern.

In friedlicher Stille, aber doch in angestrenzter Thätigkeit für seine Truppen wie für seine im Kriege völlig in den Hintergrund gedrängten Güter hat Zieten nach dem Hubertusburger Frieden noch dreiundzwanzig Jahre verlebt, von seinem königlichen Herrn hoch geehrt, beim Volke beliebt, wie wenige Feldherren vor und nach ihm.

Auch eine starke, aufrichtige Neigung zu gemütvolem Familienleben gehörte zu seinen Charakterzügen. Er vermählte sich schmerzlich nach dem Tode seiner ersten Frau und war umso glücklicher, als er es in einer neuen Ehe vollauf wieder fand. Auch seine zweite Frau, eine Schwägerin der Zietenbiographin, Frau von Blumenthal, brachte seinen Bestrebungen volles Verständnis entgegen. „Wen der Herr lieb hat, dem giebt er so ein Weib, wie du mir bist,“ äußerte er einmal zu ihr.

Im Kreise seiner Gattin, seiner Kinder und Verwandten verlebte er jährlich mehrere Monate auf Wustrau. Hier liebte er es wie in seinem Hause zu Berlin, einen angenehmen, geselligen Kreis um sich zu versammeln und freigebige Gastfreundschaft zu üben. Obwohl er selbst aus Gesundheitsrücksichten außerordentlich mäßig lebte, entfaltete er doch, wenn er Gäste bei sich hatte, einen anständigen Luxus. Da zeigte er sich als Wirt in geselliger Unterhaltung und harmloser Munterkeit von seiner liebenswürdigsten Seite und bewahrte sich bis in sein höheres Lebensalter eine bewundernswerte Frische und Elastizität des Geistes. Er verstand es vortrefflich, die jüngern Mitglieder der Gesellschaft zu Spiel und Tanz zu ermuntern, während er selbst mit ältern Offizieren angeregte und lebendige Unterhaltung pflegte. In Karlsbad schloß er während einer Kur mit seinem großen Gegner Laudon aufrichtige Freundschaft. Arm in Arm sah man sie beide lustwandeln, in eifrige Gespräche über vergangne Tage vertieft.

Mit Freude und Geschick lag er besonders seit dem siebenjährigen Kriege den landwirtschaftlichen Arbeiten ob, überall sah er selbst nach dem Rechten und kümmerte sich auch um die Einzelheiten der Gutsverwaltung. Eifrig nahm er sich der Interessen seiner Wustrauer Bauern und Hinterlassen an, deren innige Verehrung und herzliches Zutrauen er dafür genoß. Mit der gleichen Sorgfalt und Umsicht, welche seine militärischen Berichte an Friedrich kennzeichnet, korrespondirte er in spätern Jahren mit dem Verwalter seines Gutes, denn auch abwesend von Wustrau verlor er doch nie die Oberleitung des Ganzen aus dem Auge. Bis ins höchste Alter sah man ihn heiter und guter Dinge sich auf seinem Besitztume zu schaffen machen. Wie vorzüglich er zu wirtschaften verstand, erhellt daraus, daß sich bei seinem Tode der Wert seines Gutes bis auf das Sechsfache des ursprünglichen Ertrages gesteigert hatte.

Mit unermesslichem Jubel war Zieten, als er am 27. März 1763 an der Spitze seines Husarenregimentes in Berlin einzog, vom Volke empfangen worden; war er doch einer von den wenigen großen Führern, welche aus dem Ringen der sieben Jahre glücklich wieder heimkehrten. Er war seitdem im preussischen Heere und Volke eine allbeliebte Persönlichkeit. Zahlreiche Porträts in Kupferstich und Holzschnitt wurden verbreitet; Bilder, wie der König den losen Spöttern Schweigen auferlegt, welche sich über den bei Tafel eingeschlafenen Greis lustig machen wollen, oder Chodowiecizs Stich, welcher Zieten im Lehnstuhl vor Friedrich dem Großen sitzend darstellt, fanden großen Absatz. Schwänke und Anekdoten von der unglaublichen Schnelligkeit, von der Kühnheit und Verschlagenheit des alten Reiterführers wußte sich das Volk nicht genug zu erzählen. Ja es scheint, als wenn die spätere Volkstradition die wahlverwandten Gestalten Zietens und Blüchers hie und da mit einander verwechselt habe, so in den Erzählungen, welche von einer grundsätzlichen Abneigung Zietens gegen die Arbeit mit der Feder zu berichten wissen. In Gedichten und Liedern wurden seine Heldenthaten gefeiert und verherrlicht:

Joachim Hans von Zieten,
Husarengeneral.
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er wohl hundertmal,

heißt es in einem der bekanntesten. Gleim verfaßte eine Kantate „Der König und Zieten,“ welche in Wechselgesängen und vierstimmigem Chor den Ruhm des Königs und seines Generals verkündet.

Diese allgemeine Beliebtheit wird auch seinen Lebensabend sicher verschönert haben. Bis zu seinem letzten Lebenstage erfreute er sich des vollen Genusses seiner geistigen Kräfte, wenn auch der Körper allmählich deutliche Spuren zunehmender Schwäche zeigte, wenn das Alter die schlanke, aufrechte Gestalt gebeugt hatte und die Stimme schwächer und zum Kommando weniger tauglich wurde; ein lebhaftes Interesse für seine Umgebung bewahrte er sich immer. Der Gedanke an den Tod kam ihm selten, und auch dann ohne Furcht. Ruhig machte er sich auf den Abschied gefaßt; „ich bin bereit, ich bin fertig, wenn Gott will,“ äußerte er zu seinem Seelsorger. Still und friedlich, ohne langes Leiden und Kämpfen, entschlief er am 27. Januar 1786 zu Berlin.

„Ich habe meinen wachsammen Zieten; er hat Kraft und Kühnheit; er ist zufrieden, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen kann. Vor allem aber hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: . . . wenn er das Terrain gesehen, macht er ausgezeichnete Dispositionen, und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden.“ Mit diesen Worten hat Friedrich der Große seinem Vorleser de Catt die Eigenart und Bedeutung Zietens charakterisiert.

Dies ist in den Hauptzügen das Bild Zietens, wie es uns aus dem ersten Bande von Winters Darstellung entgegentritt. Da nach dem Wunsche des Grafen Zieten das Buch für das große Publikum bestimmt sein und demgemäß von allem gelehrten Ballast freigehalten werden sollte, machte sich eine Zerteilung des Werkes notwendig; alle kritischen Erörterungen und die zahlreichen urkundlichen Beilagen wurden in einem zweiten Bande vereinigt, sie bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze, „eine Darstellung der Untersuchung,“ und führen uns bis ins Innerste der historischen Forschung und Kritik ein. Buch für Buch wird dem Leser das Quellenmaterial, welches für das gerade zu behandelnde Ereignis in Betracht kommt, vorgelegt, kritisch untersucht und die gegebene Darstellung gerechtfertigt. Es galt dabei eine Arbeit von nicht geringem Umfange zu erledigen. Einerseits war es die Aufgabe des Verfassers, an Stelle der poetischen Tradition, welche sich um Zietens Persönlichkeit gebildet und deren Hauptvertreterin Frau von Blumenthal ist, die einfache Wahrheit zu setzen; andererseits mußte namentlich das ganze Quellenmaterial für die Kriegsgeschichte des fridericianischen Zeitalters geprüft werden, um das Eingreifen Zietens in den einzelnen Momenten richtig würdigen zu können.

Für die interessanteste und wichtigste Epoche von Zietens Leben, die Zeit Friedrichs des Großen, hat man preußischerseits drei verschiedne „Traditionen“ zu scheiden, die „fridericianische,“ deren Hauptvertreter Friedrichs eigne Denkwürdigkeiten sind, und deren Glaubwürdigkeit die historische Forschung immer eindringlicher hervorzuheben hat, die „Prinz Heinrichsche Tradition,“ vor allem niedergelegt in dem „Gandyschen Journal,“ und die „anhaltinische Tradition,“ welche es unternahm, den Ruhm der an diesen Kämpfen beteiligten anhaltinischen Fürsten und Prinzen in ein möglichst helles Licht zu stellen. Alle die der zweiten und dritten Gruppe angehörigen Memoirenwerke nehmen nicht bloß gegen Friedrich, sondern namentlich auch gegen seinen Liebling Winterfeldt eine äußerst gehässige Stellung ein. Zieten stand in keinem freundlichen, oft in einem entschieden feindlichen Verhältnisse zu Winterfeldt; es darf daher nicht verwundern, daß diese Memoiren alles Unrecht auf Winterfeldts Seite sahen und sich nicht scheuten, ein ganzes Intriguenspiel Winterfeldts gegen Zieten zu erdichten. Nach Winterfeldts Tode, als Zieten der Vertraute Friedrichs wurde, äußern sie sich mit unverkennbarer Gehässigkeit gegen Zieten. Soweit die „preussische Tradition.“ Fernere Quellen waren die militärische Korrespondenz Friedrichs des Großen, deren Veröffentlichung, wie Winter mitteilt, bevorsteht, wenigstens soweit sie sich auf den siebenjährigen Krieg bezieht, die Briefe Zietens an den König und den Prinzen Heinrich. Von gegnerischer Seite kam eigentlich nur die „österreichische Tradition“ in Betracht.

Winter hat uns, wie wir schon eingangs hervorgehoben, zum erstenmale eine auf exakten, methodisch richtig aufgebauten Forschungen beruhende Lebensgeschichte eines Mannes aus der Heldenschaar Friedrichs gegeben, ein Beispiel,

welches hoffentlich bald Nachahmung findet. Die Darstellung ist so anschaulich und macht durch ihre Wärme und Begeisterung einen so wohlthuenden Eindruck, daß das Werk sicher auch in weitem Kreisen beifällige Aufnahme finden wird. Eine knappere Fassung würde vielleicht hie und da der Frische der Darstellung zu gute gekommen sein. Aber dem Verfasser ist es, was wir besonders hervorheben möchten, im großen und ganzen geglückt, eine Gefahr zu vermeiden, welche bei einem derartigen Thema zu nahe liegt: daß die Bedeutung des Helden gegenüber der Schilderung der allgemeinen Zeitlage zu sehr zurücktritt. Mit großem Geschick ist das Bild des Helden in den Rahmen der gleichzeitigen Geschichte eingefügt. Für die Geschichte des siebenjährigen Krieges erhalten wir daneben die wertvollsten Aufklärungen; die Beziehungen Friedrichs zu einem seiner bedeutendsten Generale, die Parteien im preussischen Heere und die von ihnen bis zum heutigen Tage sich fortpflanzenden Traditionen treten hier zum erstenmale in eine wirklich historische Beleuchtung.



Historische Romane.



Es ist schon jetzt kein Zweifel, daß auch die Literaturgeschichte dereinst mit der Gründung des neuen deutschen Reiches einen eignen Abschnitt beginnen wird. Wie auch das Urteil der künftigen Geschlechter über die einzelnen Erscheinungen unsrer Zeit lauten wird, ob die heutigen Tagesgrößen bis auf den Namen verschwinden werden, mancher Name dagegen, der gegenwärtig minder häufig genannt wird, in umso hellerem Glanze strahlen wird: wie auch immer das Bild unsrer zeitgenössischen Literatur von dem Standpunkte eines um ein halbes oder ganzes Jahrhundert spätern wird aussehen mögen — es wird der Charakterzug darin nicht fehlen dürfen, daß unser Geschlecht sich der Größe seines Erwerbes auf politischem Gebiete lebhaft bewußt war, und daß dieses nationale Hochgefühl die Quelle so mancher dichterischen Arbeit wurde; das ist nun einmal die Signatur der Zeit, um diese Empfindung dreht sich unser aller Gedanke. Es giebt keinen Dyrker von Bedeutung, der ihr nicht Ausdruck verliehen hätte, und wenn auch das Drama darniederliegt — Gott weiß, wer mehr Schuld daran hat, die Theater oder die Dichter —, so ist doch in der Romanliteratur manches gute Kunstwerk erschienen, und näher oder entfernter wird immer das größte Erlebnis des Volkes in ihm berührt: seine politische Wiedergeburt. Ein Oskar von Redwig schreibt einen sentimentalcn Gouvernantenroman, in dem der letzte